

Too much future, oder: Wir haben sie nicht mehr, diese endlose Geduld

Punk in der DDR. Versuch über die Eigenzeit des Aufbruchs

Maren Lehmann

Die Grundfrage, die sich diese Tagung¹ stellt, kann – wenn es denn um mehr geht als um nostalgisches Besinnen auf vergangene ‚Zeiten‘ (der Pop ist vorbei, aber *das waren noch Zeiten!*) – nicht durch die Unterscheidung von Stabilität und Wandel bestimmt werden, die man vielleicht auch als Unterscheidung von Tradition oder Gewohnheit und Erneuerung verstehen könnte. Man hätte dann Wandel und Aufbruch identifizieren und alle interessanten Unterschiede dazu in Kontrast setzen können. Die Eigenzeit des Aufbruchs aber hätte man auf diese Weise gar nicht in den Blick bekommen können, weil nach der Form der Aufbruchszeit gar nicht gefragt worden wäre – diese hätte sich vielmehr als Zeitform eigener Art wie von selbst verstanden. Es wäre nur noch darauf angekommen, den Erlebnisraum auszumessen, den diese besondere Zeit eröffnet hätte oder – da sie vergangen ist – eröffnet hatte.

Die Frage, um die es geht, muss daher anders bestimmt werden. Der DDR-Punk, der eher den Hintergrund als den Gegenstand meiner Überlegungen bildet, gibt dazu wichtige Hinweise; ich würde sogar sagen: er ist eine Reflexionsform dieses Eigenzeit-Problems. Er ist, genauer: er war es gerade deswegen, weil er keinerlei Anschluss an eine irgendwie als prägend vorgestellte oder kanonisch orientierende Vergangenheit und keinerlei Wegweisung in eine irgendwie als offen verstandene (oder auch nur verstehbare) Zukunft versucht hat. Er wollte entsprechend auch über keinerlei Zukunftsprogramm verfügen, über keine Ideologie des Neuen, Kommenden, Herbeizuführenden. Er hat auf die allgegenwärtige Erziehung verzichtet, auf die säkularen Polit-Eschatologien und -Apokalypsen ebenso wie auf die kleinteiligen Verlegenheitsentwürfe des privatökonomischen Glücks. Er hat den Verfall reflektiert und das Ende inszeniert – und wenn dabei irgendeine Form von Zukunft auftauchte, so waren es die Reste, die nach diesem Ende bleiben würden. Das Substrat des Punks waren die immer noch herumliegenden Überbleibsel eines bereits längst gewesenen Endes, der

¹ Zeiten des Aufbruchs, 26.-28.5.2016, Dresden.

Schrott, der Staub, der Smog. Er war, könnte man in Anspielung auf die Becher-Eisler-Nationalhymne sagen, nicht *aus Ruinen auferstanden*, sondern *in Ruinen aufgestanden*: und zwar nicht nur in Kriegsruinen, in Wohn- oder in Industriegebieten, sondern auch und vor allem in Alltags- und Ideologieruinen. Er trampelte auch nicht über Land wie die Rock- und Blueszene der siebziger Jahre, weil er weder vor der Geheimpolizei floh noch Konzernerlaubnisse beantragte, die es bloß von den umsatzfrohen Wirten der Dorfgasthöfe gab. Der Punk blieb in der vom Missbrauch durch die umliegenden Industrien erschöpften Stadt, ihr zeigte er sich, von ihr konnte er verstanden werden. Aber er schonte die Stadt nicht. Er sah so aus, er roch so, er bewegte sich so, und er hörte sich auch perfekt genauso an wie die Höllenparks, zu denen die Maschinenhallen der verwesenden Industrie geworden waren; und weil diese Hallen die Residenzen der *herrschenden Klasse* sein sollten, nahm sich der Punk als deren Hofmusik aus.

Damit kam er der vermeintlich herrschenden Klasse und der tatsächlich herrschenden Kaste gleichermaßen in die Quere. Letzterer machte er klar, dass die Industrie, die das Milieu ihrer Ideologie war (man kann das, wenn man will, bei Schumpeter [2005] nachlesen), unbeherrschbar geblieben war und unbeherrschbar bleiben würde – wie die Stadt; er machte ihr auch klar, dass das Proletariat, das dieses Milieu trägt und erträgt, seinerseits unbeherrschbar war und dass also das ganze Herrschaftsprojekt namens Sozialismus ein aussichtsloses, überforderndes Bändigungsprojekt der „materiellen Gewalt“ (Marx 1981: 385) des industriellen, proletarischen Milieus war. Der herrschenden *Kaste* also machte der Punk klar, wie erschöpft sie war (und dies mit präziser Unerbittlichkeit angesichts deren Selbstlegitimation als nicht herrschendes, sondern erziehendes Elternpaar aus Partei und Staat). Der herrschenden *Klasse* aber, die nichts sein konnte als ein in Smog, Müdigkeit und Alkohol schwimmendes Geflecht vieler Einzelner, machte der Punk die Unentrinnbarkeit ihres Milieus klar. Wer der Schichtarbeit in den Industriegürteln entronnen war und in den Innenstädten flanieren wollte, hatte, wenn er auf Punks traf, nicht mehr *frei*; er war wieder *auf Arbeit*. Punks zu begegnen, hieß für *herrschende Kaste* wie *herrschende Klasse*, in den Spiegel zu sehen und der Einsicht nicht mehr ausweichen zu können, wie penetrant ruinös der Alltag war, wie zerfallen man selbst. Punks zu begegnen, hieß zu verstehen: Die Zeit zerstört alles, sofort, jetzt. Auch die Ausrede auf Jugend- (das geht vorbei) oder Subkultur (das kommt nie hoch) zerfällt. Man darf die Anstrengung nicht unterschätzen, die diese Einsicht unter den damaligen Umständen bedeutet hat; wer ihr (eben: dieser Einsicht, einem plötzlichen Verstehen, für das der Punk nur das Sinnbild war) ausweichen wollte, aus blankem Überdruß am Lärm vielleicht und aus dem Bedürfnis nach Ruhe – nicht unbedingt nach privater Geruhsam- und Gemütlichkeit, sondern womöglich einfach nach Abwesenheit des Industriemilieus mit seinen beschmierten Spinden, be-

klebten Wänden, brüllenden Kerlen und stampfenden Rhythmen –, dem blieben die Nachbarschaftsobservanzen der Trabantenstädte und der Kleingartenvereine, die familiäre Tristesse oder das einsame Fernsehen, sonst nichts. Punk war ein Raubzug unter den Hoffnungen, und er war eine völlige Entwertung aller Hoffnungen. Einen stärkeren, attraktiveren Rivalen als dieses negative Alter Ego ihrer selbst konnte eine Industrie-Eschatologie, wie sie der Sozialismus ja war, nicht bekommen.

Denn Punk ist nicht der Gegenbegriff einer industrialisierten, urbanen Ökologie, sondern ihr Inbegriff. Er versprach deshalb auch in der DDR keine nicht- oder außeralltägliche Frei-Zeit, sondern er okkupierte diese Zeit, er raubte sie, nur um sie auf den Zeithaufen aus Ereignismüll zu werfen, auf dem er stand. Er mutet Zeit als Sinnlosigkeitserfahrung zu. Das ist der Hinweis, den er gibt für die Beantwortung der Frage nach der Zeit des Aufbruchs. Diese Zeit nämlich ist keine progressive, sondern eine aggressive Zeit, eine Zeit des Aufbrechens nicht aus einer Vergangenheit heraus und nicht in eine Zukunft hinein, sondern des bloßen Zerreißen eines Kontinuums. Dieser Riss orientiert nicht, er hat keinerlei prozessuale Qualität. Vielleicht könnte man daher sagen: Die Zeit des Aufbruchs ist aggressive und rekursive, nichtlineare Zeit. Denn der Punk taucht in ein Zeitkontinuum ein – ich habe es das urbane, industrielle Milieu einer schieren Gegenwärtigkeit von Lärm, Schmutz und Alkohol genannt – und kultiviert es, pflegt es, verdichtet es, zeigt es, spielt es so aufdringlich und unnachgiebig durch, dass es nicht mehr erträglich ist. Deswegen reißt es und wird, wiederum in schierer Gegenwärtigkeit, als zerrissen erfahren (vgl. Lehmann 2011). Für industrieeschatologische Projekte wie den Staatssozialismus (wahrscheinlich könnte man den Staatssozialismus eine Eschatologie des Kapitalismus nennen, aber das auszuführen, ist hier kein Platz; vgl. jetzt aber Radkau 2017) ist diese Erfahrung eine brutale Anfechtung, die auch die um alternative Sinngebungen bemühten Gegner dieses Projekts trifft. Und was dann folgt, also was dann bleibt, ist der Hass – der Hass der *Kaste*, die sich entlarvt sieht und ihre Pfründe verliert; der Hass der *Klasse*, die sich imitiert sieht und ihre exklusive Reserve verliert; und der Hass der immer irgendwie bürgerlichen *Alternativen*, die sich verhöhnt sehen und denen ihre gemütlichen Wohnküchenlesezirkel schal werden –, ein allgemeiner Hass von allen Seiten also, der den Punk trifft wie niemanden sonst. Die Geduld jedenfalls verlieren sie alle: der Punk verliert die abwartende Demut, die das eschatologische Projekt fordert – daher trifft die übrigens merkwürdig melancholische Formulierung *too much future* hier besser als der den kapitalistischen Leistungswillen bestreitende Affront *no future* (vgl. Diederichsen 2008) –, und die sozialistischen Projektmacher wie ihre bürgerlichen Konkurrenten verlieren die gelassene Großmut, die der Punk fordert.

Vielleicht kann man daher allgemein sagen, dass das gesuchte Eigene oder Eigensinnige, also das Besondere der Aufbruchszeit darin liegt, dass die Zeit selbst aufbricht. Aufbruchszeiten sind aggressiv, nicht progressiv. Die Protagonisten des Aufbruchs sind nicht Macher, sondern Beobachter, die – *Punk sei Dank* – dieses Aufbrechen der Zeit im genauen Sinne *wahrnehmen* und *verstehen*. Vergangenheit und Zukunft sind in den Zeitruinen ja immer noch gegenwärtig, wenn auch vollkommen derangiert zu einem Schutt vernichteter, verlorener Möglichkeiten, einem staubigen Überfluss. Durch diese schiere Gegenwärtigkeit tobt (*pogt*) der Punk, in groben Schuhen und verwundeter Haut, er residiert in ihr, bunt und flüchtig wie Unkrautblüten, die in jedem Staub, aber in keiner Vase zu halten sind (in der Tat könnte man sagen, dass der Punk in der Stadt als Stellvertreter jener „Natur“ auftritt, die Georg Simmel [1996] durch die Ruinen wuchern und über noch jeden Bauplan triumphieren sah; wenn die Industrie für die Stadt ist, was die Natur für die Burg war, dann ist der Punk eine industrielle Pflanze). Seine Zeit ist nicht die Vergangenheit, nach der er sich romantisierend sehnen müsste, und nicht die Zukunft, in die er *aufbrechen* müsste, sondern deren scharfe, nicht mehr moderate, keine Dehnung oder Öffnung mehr ermöglichende, mithin zerbrochene Differenz. Der Punk zeigt, dass solche zerbrochenen, zerbrechenden Differenzen erfahrbar sind, er reflektiert sie; und er zeigt, dass sie verstehbar sind, er beschreibt sie. Seine Zeit ist die Gegenwart; sie hat die Form eines leeren Ereignisses (vgl. Lehmann 2016), das nichts beendet und mit dem sich daher auch nichts anfangen lässt, das keine Ressource ist (vgl. Fuchs 2016). Mit einem berühmt gewordenen Zitat aus der immer mahnenden, immer projektemachenden, immer kooperativen Elterngeneration: der Punk *wartet nicht auf bessere Zeiten*. Er wartet auch nicht auf schlechtere Zeiten oder „auf den Untergang“ (vgl. Lindner/Westhusen 2007: 79ff., expl. 84). Er wartet überhaupt nicht, auf nichts. Das – dieses Leben in der Gegenwart – ist die perfekte Insubordination.

*

„Im Nebel wird jede Kleinstadt New York.“
(Franz Fühmann, Im Berg)

„Du gehst durch deine Heimatstadt und schaffst [es] einfach nicht,
deine Fluchtsucht zu besänftigen.“
(Peter Wawerzinek, Das Desinteresse)

In den Texten Matthias BAADER Holsts (der den Punk einen „heimatfilm unserer atemnot“ genannt hat, vgl. 2010: 20) und den Fotos Helga Paris‘ (Diva in Grau, 1991) lässt sich das finden, was Halle an der Saale (die Stadt, die ich am besten kenne und in der ich in der zweiten Hälfte der 1980er Jahre studiert habe) zur exemplarischen sozialistischen Stadt machte: Leere. Es war (wie Chemnitz vielleicht) eine proletarische Stadt, groß geworden durch Anbindung an eine (vor allem chemische) Industrie, zu deren Geisel sie zugleich geworden war (wie Leipzig vielleicht). Der Bürgerstolz dieser Stadt hatte sich irgendwann – viel früher – auf die Salinenwirtschaft gegründet und auf eine universitäre, sehr weltliche, sehr preußische Intellektualität, die durch die Kontroversen zwischen Aufklärungsphilosophien und frühpietistischen Sozialprojekten berühmt und auch berüchtigt geworden war; aber dieser Bürgerstolz war verloren. Von ihm zeugten in den 1970er, 80er Jahren noch zahllose, hinter Stützbalken und Wellblechverschalungen verborgene, daher mehr oder minder unbeachtete Ruinen am Straßenrand, in denen sich uralte Bibliotheken befinden konnten oder aus der Zeit gefallene Werkstätten, Kneipen und Nischenbordelle. Die Stadt war ein Transitraum geworden, durch den alle fuhren, die in den Industrien arbeiteten und in der eigens für sie gebauten Trabantenstadt Halle-Neustadt lebten. Durch die Stadt zog, nein: über und in der Stadt lag der Smog der Braunkohlenöfen und der chemischen Industrie (Christa Wolf hat es in *Der geteilte Himmel* bereits beschrieben), dessen Reichweite man ahnte, wenn man – für Konzerte, Lesungen, Einkäufe, Besuche – durch diese Industriegebiete über Schkopau, Merseburg, Leuna nach Leipzig fuhr. Das universitäre, medizinische und administrative Milieu war in den großbürgerlichen Gründerzeitvillenvierteln geblieben, die es immer bewohnt hatte (für Dresden geschildert von Uwe Tellkamp im *Turm*), und blieb daher getrennt von der technischen Ingenieursintelligenz und der Parteiadministration, denen die Neubauten eingerichtet worden waren – auch, um ihnen die verrottenden Altbauten zu ersparen, in die man das zwielichtige Personal des ideologisch unzuverlässigen und durch die Industriejobs allenfalls vagabundierenden Pöbels einwies. Der lebte nun in der Altstadt, also im barocken Stadtzentrum, zusammen mit zahlreichen Studenten von Universität und Kunsthochschule, die inmitten des Verfalls Platz fanden für Ateliers, Probenräume und gasthausgroße Küchentische, für Bücher, Instrumente und Kinder, und beide umgeben von zwei Trabanten: der neuen Elite in den Plattenbauvierteln und der alten Elite in den Villenvierteln.

Interessant ist nicht so sehr, dass damit drei der ideologischen Unzuverlässigkeit, wenn nicht der Gegnerschaft verdächtige Milieus (Bürgertum, Pöbel, Studenten und Künstler), gepuffert durch ein mehr oder minder politisch und auch kulturell indifferentes Milieu (technische Intelligenz) einem einzigen privilegierten Milieu (Partei- und Staatsdiener) gegenüberstanden. Das ist abgedro-

schen, und übrigens ist es auch insofern falsch, als selbstverständlich das um den Preis unausweichlicher „Staatsnähe“ privilegierte Milieu unter ganz besonderem Verdacht stand, sich nämlich in der Ausweglosigkeit des Sozialraums selbst beengte, selbst im Weg stand, selbst verdächtige. Interessant ist auch nicht so sehr, dass in die Baulücken – genauer: die Kriegs- und die Verfallswunden – der Halleschen Altstadt allmählich Plattenbauten mit Fachwerkmimikry gesetzt wurden, die den Privilegierteren unter den Privilegierten ein Leben in der Innenstadt ermöglichten, weg von der Enge der Trabantenstadt und in bildungsbürgerlicher Markt-, Kino-, Theaternähe. Immerhin aber sind diese es, denen die pöbelhaften, studentischen, künstlerischen Altstadtbewohner dann vor allem nachts als Ruhestörer auf die Nerven fallen. Man hat es da einfach mit einer beginnenden Gentrifizierung zu tun, die sich auch durch den Regierungswechsel 1990 nicht sonderlich irritieren ließ und nichts anderes beweist, als dass eben tatsächlich der Sozialismus nichts anderes ist als die Staatsvariante des Kapitalismus.

Wirklich interessant für unsere Frage nach der Zeit des Aufbruchs ist etwas anderes. Die in den verfallenden Städten sich einrichtende Melange nämlich von proletarischem Alltag und improvisierter Bürgerlichkeit, von nachlässiger Hingabe an die Umstände und ehrgeizigem Kampf gegen die Umstände (abgesehen von zynischem Profit von den Umständen) bildete eine seltsam statische Atmosphäre. Seltsam, weil in der Altstadt (abgesehen davon, dass in einer auf Zukunft angelegten Ordnung schon das Wort *Altstadt* umso anziehender und auffordernder aufgefasst wird, je zurückweisender und lähmender es verwendet wird) die Fassaden zu Rückseiten einer verborgenen Zweitwelt geworden waren – sie waren keine Schaufflächen mehr, und es war dadurch völlig unproblematisch, dass sie derart verfallen aussahen. Statisch, weil auf diese Weise die Straße als öffentlicher Ort uninteressant wurde gegenüber den Mutmaßungen, die dem Leben nun eben nicht hinter den Fassaden, sondern jenseits der Rückseiten galten, die einmal Fassaden gewesen waren. Die Straße war leer, öde, buchstäblich wüst; der Ort, wo etwas los ist, „where the action is“ (Goffman 1969), war sie nicht. Rainer Geißlers These, die DDR sei eine „nach unten nivelliert[e]“ Gesellschaft gewesen (1996: 63), ist deswegen nicht wirklich treffend; „unten“ – auf der Straße, eben dort, wo man hingeht, wenn man in der Stadt „runter“, „raus“ geht – war nichts los, da trafen sich die vielen ‚Nivellierten‘ nicht (vgl. dazu Lehmann 2016). Man müsste vielmehr sagen, dass eine nach *innen* nivellierte Gesellschaft entstanden war, eine vor der Observanz der Politik und vor dem Smog der Industrie in ihre Binnenräume ausgewichene Gesellschaft, die die Straße überhaupt nicht mehr sieht und die städtische Öffentlichkeit überhaupt nicht mehr vermisst (deswegen ist die geläufige Rede von der Nischengesellschaft so richtig, wie die Rede von bestimmten, etwa kirchlichen Nischen in dieser Gesellschaft falsch ist). Und daraus ließe sich schließen, dass aus der Stadt

eine Provinz geworden war, genauer: ein von leeren Straßen durchzogenes Geflecht von Provinzen, ein langsam verstaubender und verklebender Filz.

Aber kann eine solche statische Atmosphäre aufbrechen? Kann sie sich irgendwie dynamisieren, mit Beweglichkeit und Unruhe anreichern? Oder bricht sie einfach zusammen, ist also alles andere als stabil und wird nur deshalb für statisch gehalten, weil sie so unendlich langsam in sich zusammenfällt, mit dem Ausdruck der Alltagssprache: *zusammenrutscht*, weil sie so alterslos wie trostlos verfällt?

Immerhin könnte mit dem städtischen Innenraumfilz ein Duplikat der Provinz als jenes außerhalb der Stadt liegenden, auf die Stadt hin orientierten, die Stadt imitierenden Milieus entstanden sein. In einem Land ohne irgendeine Metropole, mit ganz wenigen und allenfalls mittelgroßen Großstädten, die aus sich nur in engsten Grenzen ausdehnenden Kleinstädten zusammengesetzt sind, kann damit eine spezifische Nivellierung einhergehen: die ländlichen Provinzstädte wachsen ein wenig, die städtischen Provinzstädte verdichten sich ein wenig, aber Provinz ist überall. Darin liegt ein spezifischer Witz, denn mit ‚Provinz‘ ist ja nie oder war jedenfalls nie, gerade in Preußen nicht, das dörfliche oder kleinstädtische Land gemeint. Der Ausdruck bezeichnet vielmehr die Ausläufer zentralisierter Macht, die Erreichbarkeit der Peripherie eines Machtzentrums, einer Hauptstadt, und die mehr oder minder großzügige Nachsicht gegenüber den Unvollkommenheiten der Machtausformung an diesen „Grenzstellen“ (Luhmann 1995) des Staates. Bekanntlich rät Friedrich Schleiermacher im Zuge der Neugründung der Universität Berlin (das wurde dann nach dem konkurrierenden Kollegen, dessen Programmschrift sich durchsetzte, die Humboldt-Universität) davon ab, in die Hauptstadt (Potsdam), d.h. an den Regierungssitz zu ziehen, weil es völlig irrwitzig wäre, als freier und nun gar als junger Mensch der Macht so nahe sein zu wollen – und das in einer so kleinen, engen, durch die herrschaftliche Sozialkontrolle definierten Stadt. Die Provinz dagegen (im Fall der Gründungsphase der Humboldt-Universität: Berlin) ist buchstäblich ‚weg vom Schuss‘, sie ist vergleichsweise sicher und vergleichsweise locker (*lose, wie die Deutschen sagen*, notiert Lenin) und frei – auch wenn das bedeutet, dass man dort unvoreilhafter gekleidet ist, Dialekt spricht und sich zu wenig bewegt (aber man muss sich – um das nur am Rande auch mal wieder in Erinnerung gebracht zu haben – nur bewegen, wenn man für den Krieg fit sein oder der Macht unter die hoffentlich wohlwollend fördernden Augen geraten will). Kontrollgesellschaften wie die DDR, dieser als Heilsplan entworfene und nach dem Modell einer Erziehungsanstalt verwaltete Staat, akzeptieren die lose Kopplung nicht, die mit dergleichen Distanzen einhergeht – sie akzeptieren keine Peripherie und lassen daher keine Provinz zu; ihr Zentrum ist überall. Also wenden sich überall die Beobachter ab, kehren überall der Kontrolle den Rücken, richten sich überall

dort ihre Provinz ein, wo ein (das) Zentrum ist. Überall ist es eng, könnte man also sagen, aber überall ist diese Enge ein Versuch, eine allenfalls lose Kopplung an die Macht zu ermöglichen. Provinzielle Enge lässt sich gegen zentralisierte Kontrolle einwenden, und vice versa.

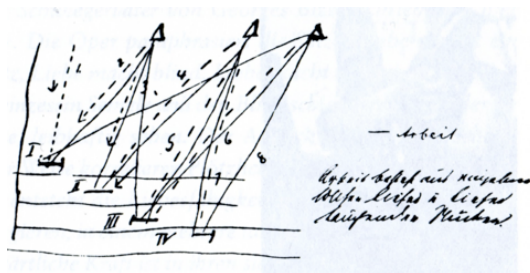
Sie wird ihr allerdings auch ähnlich. (Peter Wawerzinek [2010: 52] erzählt, dass BAADER in Berlin von zwei Polizisten angesprochen worden sei mit dem Vorwurf der „Überangezogenheit“: „Sie *sind* nicht nur überangezogen, Sie *leiden* an Überangezogenheit. Und nun aber schnell nach Hause, bevor wir es uns überlegen!“ „Berlin ist ein dämliches Dorf“, konstatiert BAADER, und Wawerzinek resümiert: „Wir denken an Flucht aus Berlin.“) Soweit man es in der Enge aushält, ist diese Ähnlichkeit hilfreich, weil im Raum der Verwechslung Spielräume liegen. Wem es allerdings zu eng wird, dem bleibt dann nur die Straße – und die ist nicht Verkehrsader, Cafétérasse und Flaniermeile, sondern leere Fläche. Wer sich dort aufhält, hat den Schutz der provinziell-kontrollierten Räume nicht nur verlassen, sondern auch verloren. Jeder Blick und jede Maßnahme zielen dort auf Einordnung und Hinauswurf zugleich – und infolge dieser paradoxen Schärfe des Weder-Noch dynamisiert sich hier, auf der Straße und im Medium der Straße, die statische Atmosphäre (*Vitamin A* textet 1983: „Du kommst nicht raus aus Schwerin / Du kommst nicht rein nach Berlin / darfst nicht nach Halle, denn da ist Pressefest / willst du nach Jena, hängst du in Erfurt fest ... Die Polizei steht schon bereit / an jeder Stelle für alle Fälle“; zit. Lindner/Westhusen 2007: 75). Der Aufbruch, müsste man sagen, ist ein Katz-und-Maus-Rennen gegen die Observanz. Dass die Ruinenfelder der größeren Städte hier mehr Möglichkeiten boten, sowohl in den Bauten zu verschwinden als auch den dort lebenden Beobachtern unbekannt zu sein, liegt auf der Hand. An der Form des Aufbruchs als einer Flucht durch die Straßen und Hinterhöfe ändert es nichts. Die Blues-Szene der siebziger Jahre hatte die Städte noch ganz zu meiden versucht und war, wo man nicht trampeln konnte, mit der Bahn in die entlegens-ten Dörfer gezogen, um mit den dortigen Gastwirten einen Umsatz- und im Gegenzug Nichtverratspakt zu schließen (vgl. Rauhut/Kochan 2004). Aber auch ihr war die Straße schon zur Domäne des Aufbruchs geworden, die der Punk forciert weiternutzte. Wenn wir nach der Eigenzeit des Aufbruchs fragen, müssen wir nach der Eigenzeit der Straße fragen: nach Wegen, Bahngleisen und Landstraßen, nach Hinterhöfen und Abrisshäusern, nach Park- und Grünflächen, Sportplätzen und Industriebrachen, nach der Eigenzeit dieser sich im Wandern der *Kunden* und im Rennen der *Punks* (oder *Punker*, wie die Polizei zu sagen pflegte) vernetzenden Provinz.

Wichtig ist daran vor allem eines: Die Eigenzeit der Straße ist – anders, als die Metapher der Straße vermuten lässt – keine lineare, prozessuale, sequentielle Zeit. Das Zerschneiden der Zeit, von dem wir als möglicher Eigenzeit des Auf-

bruchs bereits gesprochen haben, könnte im Zerschneiden traditioneller Linearität und im Unwahrscheinlichwerden erwarteter Prozessualität liegen. Die Straße, wie wir sie hier verstehen – als Geflecht oder Netz oder Filz zwischen Innenräumen, also als Geflecht von Wänden bzw. von Innen/Außen-Grenzen – ist ein Ereignisnetz, eine temporalisierte, aus instabilen Ereignissen bestehende Struktur. Ereignisse sind zwar vermutlich stets durch die Differenz von Vergangenheit und Zukunft bestimmt und weisen insoweit eine Art Minimallinearität gedehnter bzw. gespannter Erwartung auf. (Ich sage ‚vermutlich‘, weil diese Definition ihren Sinn verlieren könnte, wenn weder Vergangenheit noch Zukunft irgendeine erfahrbare Ausdehnung haben, *no future* und *too much future* sind, in dieser Hinsicht, identisch; vgl. Lehmann 2016a.) Aber damit ist nicht bestimmt, für *wen* diese Differenz einen Unterschied macht, und *welchen* Unterschied sie macht. Jedes Ereignis ist gerade wegen seiner minimalen Dehnung bzw. Dauer eine Verzweigungschance dieser Struktur (hier: der Straße). Es ist kontingent; jeder Sprung eines Punks über eine Brandmauer und jeder Trommelwirbel auf einer Aschentonnen enthält und provoziert alles, was nur überhaupt möglich ist (man muss deshalb anerkennen, dass die Geduld, mit der die Blues-Szene auf Wiesen zu sitzen und zu rauchen verstand, ein Meisterstück dieser Kontingenzen bot, wie es die Punks – die nie in irgendeiner Hinsicht meisterhaft zu sein versuchten – nicht zustande, besser: zuwege brachten). Und nicht gesagt ist damit überdies, ob und wie diese Differenz in ihrem eigenen Raum lokalisiert wird, also ob die Vergangenheit als Variante der Zukunft oder die Zukunft als Variante der Vergangenheit betrachtet wird oder ob die Differenz nicht asymmetrisiert werden kann, so dass eine schwebende oder eine lähmende Gegenwärtigkeit entsteht – etwa eine, in der eine ‚Form zerbricht‘ (Schleime in Boehlke/Gericke 2005: 182), in Reste, Bruchstücke, Müll zerfällt.

Wenn die Frage nicht mehr auftaucht und nicht mehr vermisst wird, ob diese Rest- und Bruchstücke auch Bausteine sein könnten oder ob sich die Verknüpfungen der Fragmente als tradierbar und variierbar im Sinne einer irgendwie neuen Ordnung erweisen könnten, wenn diese Frage nicht gestellt und nicht beantwortet wird, wenn das Reißen der Ordnung als Schrei und der Zerfall als Lärm auftritt, wenn das Rauschen lauter wird als die Nachricht: dann reden wir vom Punk. „Alles mit einem Schrei sagen genügt nicht“, kommentiert daher Peter Wawerzinek die Lyrikperformances Matthias BAADER Holsts: „es müssen Schreie nachgereicht werden“ (Wawerzinek 2010: 63). Es geht um eine Musik, die umgebungssensitiv ist in zerschneidenden Ordnungen – die „Zeitkunst“ (Fuchs 1987) ist im präzisen, auf jedes Handwerk und jede Sorgfalt, also auf „Formkunst“ (Baecker 1996) aus existenzieller Zeitnot verzichtenden Sinne („das EN-DE [war] das Zentralorgan der Einheitspartei“, notiert Dieckmann 1990: 39).

*



„Arbeit besteht aus einzelnen solchen tiefer und tiefer laufenden Stücken.“
(Sigmund Freud an Wilhelm Fließ, Abb. nach Alexander Kluge)

„wir sind hier nicht im Herzen Europas sondern
in einer Erziehungsanstalt für erlebnisschwangere“
(BAADER)

Mit Blues und Punk sind zwei Varianten eines Weltverhältnisses angesprochen, das in der Polzeisprache der DDR ‚negativ-dekadent‘ genannt wurde. Als Substantiv existierte der Ausdruck – Polzeisprache ist attributive Sprache – bezeichnenderweise nicht. Blueser und Punks galten als ‚negativ-dekadente Jugendliche‘, mit einem Bindestrich, der Negativität und Dekadenz zu Synonymen macht. Wahrscheinlich entspricht dies jener ‚intensiven Unseriosität‘, die Lyotard als Steigerungsform des Nichtnormalen gesucht hatte (zit. nach der Auslegung dieses Schlagworts bei Diederichsen 2008), jedenfalls konnte es durch die so Bezeichneten selbst als nobilitierend aufgefasst werden. Man war nicht *dagegen*, wie die Wohnküchenbürgerbewegten, man war *anders*, *ganz anders*, und als das verbraucht war (durch das Etikett der *anderen Bands*, das die offizielle Kulturpolitik in den achtziger Jahren zu etablieren versuchte, eine peinliche Vereinnahmung, die zu akzeptieren ein Symptom eines Stockholm-Syndroms gewesen wäre), war man *nichts*. Punk tritt nicht auf, Punk *zieht runter*. Mit dem Etikett ‚negativ-dekadent‘ war eine irgendwie subversive, Gemein-sinn stiftende, in diesem Sinne irgendwie ansteckende ‚Einstellung‘ gemeint, die der gängigen Zielstrebigkeit nicht folgte, sondern sich auf ‚Abwege‘ begab: Dekadenz als Hauptstraßenaversion, Negativität als Subordinationsaversion. Stattdessen, wie gesagt, zogen die Bluesbands weit über Land und gingen die Punkbands tief in die Städte. Die Behörden fanden das so abwegig, abseitig,

abartig, dass sie von Asozialität sprachen, den Goebbels-Ausdruck der ‚Arbeitsscheu‘ kultivierten und, dem entsprechenden Strafrechtsparagrafen folgend, Haftstrafen verhängten (bis hin zu regelrechten Verhaftungswellen, wenn wegen eines Großauftrags von IKEA oder irgendwem in den Gefängnissen Arbeitskräftemangel herrschte). Die zusätzliche Möglichkeit der Einberufung zum Wehrdienst, die faktisch und im Falle der Verweigerung tatsächlich der Inhaftierung gleichkam, habe ich erwähnt. Dazu wäre nicht viel mehr zu sagen, als dass dies klassische Symptome einer Kontrollgesellschaft sind, die in der Tradition des 19. Jahrhunderts steht und ihre Ordnungsprobleme durch ein differenziertes Anstaltswesen löst (vgl. zu dessen Aktualität Landkammer/Lehmann 2016).

Erstaunlich – und deshalb auch einige Anmerkungen wert – ist aber die Verknüpfung nicht nur von Soziabilität und Arbeit, sondern auch von Soziabilität und Bildung. An dem Problem der Zeitlichkeit einer solchen Ordnung möchte ich mich einen Moment aufhalten, denn die Eigenzeit des Aufbruchs aus (oder genauer: des Aufbruchs in) solchen Ordnungen wird die Eigenzeit dieser Ordnung vielleicht unterbrechen, vielleicht aber auch entweder übertreiben – etwa beschleunigen – oder untertreiben – etwa verlangsamen. Als Sozialformen strikter Kopplung von Arbeit und Bildung stehen die sozialistischen Diktaturen in einer langen Tradition; ihre Zeitordnung ist kein Sonderfall, sondern eher ein Musterfall, ein zur Realität gewordener Idealtypus (man mag bei Max Weber nachlesen, daß diese fungierenden Abstraktionen heuristischen und analytischen Wert haben, als normative Programme einer dem Ideal entsprechenden Wirklichkeitsgestaltung aber nichts leisten). Denn es handelt sich – vielleicht: bei der Neuzeit schlechthin, vermutlich aber bei der ihre Dauer reflektierenden, nicht mehr neuen, erschöpften Neuzeit – um eine Ordnung, die den Anfang als Aufbruch so unvermeidlich privilegiert, wie sie sich selbst auf die jüngste einer ganzen historischen Kette von Revolutionen zurückführt. Es handelt sich um eine Ordnung, die – da diese jüngste auch die letzte, ultimative Revolution gewesen sein sollte – folglich sich selbst als permanente Gegenwart der Revolution versteht. Man könnte von einer revolutionären Paradoxie sprechen. Hinzu kommt, dass eine solche Ordnung Jugendlichkeit zu ihrem Merkmal macht, in ihr aber zugleich ihren Rivalen erkennt. Man könnte von einer pubertären Paradoxie sprechen.

Aus der revolutionären Paradoxie, zugleich Folge und Permanenz einer letzten Revolution zu sein, und aus der pubertären Paradoxie, im selben Moment Inbegriff und Rivale des Jugendlichen zu sein, ergeben sich Konsequenzen für das Bildungsverständnis und, damit auf das Engste verwoben, auch für die ‚Kulturpolitik‘ und deren Abweichungstoleranz. Einerseits können so zwar Revolution und Jugend zu einem selbstverständlichen – das heißt praktisch: einem nor-

mativen – Begriff der Gesellschaft amalgamiert werden, so dass Bildung nichts anderes heißt als Einsozialisierung in dieses Amalgam. In dem Moment, in dem die Erzogenen ihrer Bildung und also ihrer Jugend gewahr werden, muss eine solche Sozialisation sich aber erfüllt haben, sie muss eine Art Etappe erreichen, die sich als Übertritt in die Arbeitswelt verstehen und (man denke an die ‚Jugendweihen‘) nachgerade heiligen lässt. Mit dieser Quasiheiligung jedoch ist eine Enteignung verbunden; die Gesellschaft bleibt – ihrem Selbstverständnis entsprechend – ewig jung, während der Einzelne seiner Jugend enthoben wird. Vom Bildungs- in den Arbeitsmodus wechselnde Jugendliche erleben also sich selbst als in der Gesellschaft aufgehoben: erwachsen heißt verschwinden, gelöscht, kampflos besiegt sein, und es tröstet nicht, wenn gerade diese Auslöschung als Zustand ‚vollwertiger Mitgliedschaft der sozialistischen Gemeinschaft‘ bestimmt wird. Man ist alles, sobald man nichts ist (eine perverse Interpretation von Marx’ *Ich bin nichts, und ich könnte alles sein*).

Also kann es eine Subversionsstrategie sein, sich zum *Nichts* zu entschließen, in seiner vollkommenen Negativität wahrnehmbar zu werden, *aufzubrechen*. Das bedeutet auch, die schiere Gegenwart als mögliches – und damit eben nicht nichtiges – Selbst zu reklamieren. In vollendeter Ironie wechselt der Punk also auf die Seite der Arbeit, ohne *vollwertig* zu werden. Denn der Punk arbeitet – nur nicht wie ein Handwerker, nicht wie ein Angestellter, überhaupt nicht bürgerlich oder kleinbürgerlich, nicht einmal wie ein Künstler, sondern wie ein Industriemoloch: „Das war was anderes ... Der spielte Schlagzeug, als wenn er ein Schwein schlachten wollte ... Das waren ja auch keine Künstler, das waren Schlachthofarbeiter – anders als wir, die wir an der Akademie studiert hatten“ (Cornelia Schleime (Zwitschermaschine) über Dieter Ehrlich (Schleimkeim) im Film „Too much future“). Punk arbeitet ekstatisch, könnte man sagen, er arbeitet sich aus dem Nichts des Übergangs von Bildung in Arbeit heraus, und er tut das (und deswegen kann man sagen: Punk arbeitet ekstatisch *und* asketisch), ohne dieses Nichts zu verlassen. Punk ironisiert die Progression, er ironisiert jedes Bildungsprojekt, jedes Fortschrittsprojekt.

Das Subversionspotential dieser Ironie war phantastisch. Mit der beschriebenen Quasiheiligung im Modus der Löschung der Bildungsphase – *kurze Weile* – durch die Arbeitsphase – *lange Weile* – blieb ja die individualbiographische Progression auf die vorjugendliche Kindheitsphase und damit auf eine noch als unproblematisch empfundene Unmündigkeit beschränkt (Reiner Kunze hat diese zuerst nur bevorstehende und dann nur zurückliegende Entmündigungserfahrung im Motto seiner *Wunderbaren Jahre* mit Capotes Zeilen auf den Punkt gebracht: „*I was eleven, then I was sixteen. Though no honors came my way, those were the lovely years*“). Diese Erfahrung konnte gedehnt werden, wenn die Schulzeit verlängert wurde, und die Abiturienten und Studenten mögen dann im Bluesrock

eine Substitutgemeinschaft gefunden haben, die ihnen auch musikalisch ersparte, was ihnen zuverlässig bevorstand. Denn danach blieb unzweifelhaft und ausweglos: Arbeit, die andere Seite der Kindheit, die Komplementärform der Unmündigkeit. Der Punk ersparte nichts. Er dehnte die Differenz, in der man verschwinden würde, nicht, sondern brachte sie zu Gesicht und zu Gehör, er war „Kommunikation ... die einzige Möglichkeit, von Gegenwärtigkeit zu leben“ (Schleime ebd.), und zwar: zu leben im Modus der expliziten Auslöschung, nicht des impliziten Ausweichens vor ihr. Tatsächlich war in einem Punkkonzert – und eben: inmitten der Smog-und-Schutt-Ökologie – die Industriearbeit an der Macht; aber nicht in der philiströsen, sedierenden *Vollwert*-Variante einer Kontrollbürokratie geplanten Fortschritts. Das war keine Jugendweihe, das war das Ende (BAADER: „einen einzigen tag lang glaubte ich es gäbe mich dann war auch das vorbei“). Man verstand das sofort – was auch eine Enttäuschung war, denn man verstand sofort (jedenfalls ich, Studentin, die ich war), dass wir Bürgerkinder, Kunststudenten, Protointellektuellen niemals so brillante Rivalen der Staatsdoktrin werden würden. Man verstand sofort, dass die Jugend als transitorische, unentschiedene, mehr- und vieldeutige Zeitform zuende war, augenblicklich, mit dem ersten Ton. Man war zwar, als Individuum, in dem Krachrausch verloren, den dieser Ton nach sich zog (oder der, mit Wawerzinek, diesem ersten Ton *nachgereicht* wurde). Aber es war nicht das Einrangieren in den Beruf, das diese Auslöschung bewirkt hatte, und sie war auch nicht allmählich eingetreten, sondern in unvermittelter Brachialität. Diese Verlorenheit war *a difference that made a difference*, weil sie derart entschlossen auftrat, derart selbstbewusst, derart mündig; sie war ein Aufbruch, weil sie unausweichlich erfahrbar und damit eben nicht mehr ausweglos war. Spätestens, wenn der Punk schweigt, spätestens im Moment des Schweigens würde man „seine eigene Feigheit zu Boden fallen hören“ (Wawerzinek 2010: 56).

*

„eine aufbautat / ein auftragswerk / eine elendspause / bis zum abgang“
(BAADER)

Es gibt vermutlich eine Vielzahl von Möglichkeiten oder Varianten, wie eine unerreichbare, nie beginnende, exklusive Zukunft ‚in die Gegenwart hineindrücken‘ kann, wie Luhmann (1984: 516, vgl. Lehmann 2015) gelegentlich formuliert hat (daher, dachte ich ursprünglich, spricht die Einladung zu dieser Tagung von ‚Zeiten des Aufbruchs‘). Jede Ungewissheit ist komplex; für den Punk ist das ein wichtiges Bezugsproblem. Wo immer ein Aufbruch möglich ist, ist auch

ein Zusammenbruch möglich, eine revolutionäre, nichtevolutionäre oder genauer: die Evolution durch-, unter- oder eben aufbrechende Situation (etwa ein ‚Umbruch‘), ist kein orientierendes Ereignis. Es kann sich beispielsweise um eine Krise handeln, die dadurch bestimmt ist, dass „Entscheidungen fällig, aber noch nicht gefallen“ sind (Koselleck 2006: 204) dann brechen, könnte man sagen, Erwartungen auf. Es kann sich um eine Revolte handeln, die dadurch bestimmt ist, dass soziale Asymmetrien durch kollektiven Stress von Erleben in Handeln transferiert und als Konflikt inszeniert werden; dann brechen ‚pecking orders‘ auf. Es kann sich auch um eine Revolution handeln, die dadurch bestimmt ist, dass soziale Ordnung durch ein ideologisches Programm entweder beendet oder geändert wird; dann brechen Horizonte auf. Im Falle von Krisen brechen Erwartungen jedoch nicht nur auf, sondern auch zusammen; im Falle von Revolten brechen Hackordnungen nicht nur auf, sondern auch zusammen, und im Falle von Revolutionen brechen Horizonte ebenfalls nicht nur auf, sondern auch zusammen. Das Strukturmerkmal solcher Situationen ist Ambivalenz, Unsicherheit, Ungewissheit; nur deswegen wahrscheinlich treten die begleitenden Ideologien immer als unverrückbare Gewissheiten auf, als Anfänge eines fundamental Neuen, das ein heillos Altes beendet und ein eschatologisches Letztes präntiert. Es überrascht daher nicht, dass die Atmosphäre, die durch solche Situationen erzeugt wird bzw. die als deren Restbestand überdauert, durch die normative Erwartung einer ‚Aufbruchstimmung‘ und zugleich durch eine überall auftretende, in jedem Moment aufbrechende ‚Endzeitstimmung‘ gekennzeichnet ist. Ich würde den Ausdruck trotzdem vorsichtig verwenden, weil Untergangsehnsucht und Todeslust etwas anderes sind als die fundamentale Unlust, die erdrückende Lähmung, die quälende Langeweile, die von dem Moment das Bezugsproblem des Punk bildet, da der Stress reflektiert wird, den die in diese Langeweile hineindrückenden Eschatologien und Heilspläne erzeugen. (Und nur Unlust erzeugt Zeit, wie Novalis in seinen Dialogen schrieb, weil sie lang dauert.) Dem propagierten Tatendrang korrespondiert eine allgegenwärtige Vergeblichkeitserfahrung, die sich – je länger es dauert, umso wahrscheinlicher – durchsetzt.

Zu den gesuchten Situationen des Aufbruchs bzw. des Auf- und Zusammenbrechens, und um genau zu sein: zu den gesuchten Situationen der Ambivalenz von Aufbrechen und Zusammenbrechen, von Handlungserwartung und Vergeblichkeits- oder Sinnlosigkeitserfahrung gehört sehr wahrscheinlich jede Form von Adoleszenz (aufwachsen), also auch Kindheit und Jugend. Jugend als Adoleszenz oder als Pubertät (ein Geschlecht entwickeln) zu bezeichnen und auf diese Weise Heranwachsen und Produktivität (Fruchtbarkeit und Nützlichkeit) nicht nur zu behaupten, sondern auch zu fordern, geht insofern am Problem vorbei, als die komplementäre Erfahrungswelt der Sinnlosigkeit unterschlagen wird.

Es sieht allenfalls so aus, als handele es sich um eine Durchgangsphase in einem linearen Prozess, um eine Art Tunnel, den es schlimmstenfalls durchzustehen, oder einen weichen, unsicheren, leicht beeinflussbaren Zustand, den es bestenfalls zu nutzen gilt. Für den Jugendlichen ist aber keine Frist erfahrbar (daher kein Tunnel), sondern nichts als Gegenwärtigkeit, eine gedehnte Zeit, in der er sich einer Vielzahl energischer Prägungsversuche ausgesetzt sieht, ein endloser Stress. Von einer ‚Jugendkultur‘ oder einer jugendlichen ‚Subkultur‘ zu sprechen, irritiert daher immer, weil eine Kultur zunächst einmal etwas Beständiges, Überzeitliches oder Zeitloses oder jedenfalls Dauerndes, nicht Brüchiges bezeichnet, einen Habitus oder eine Mentalität zum Beispiel und mit Novalis eben: etwas Lustloses, Unlustiges. Man hätte es bei einer Jugendsubkultur mit einer Unterspülung einer Beständigkeit zu tun, die als Unterspülung zwar brüchig ist, aber eine eigene Dauer ermöglicht; man hätte es zu tun mit der temporalen Subversion einer Dauer, mit der Einführung von Brüchigkeit in Stabilität und mit der Stabilisierung der Brüchigkeit durch eine unterlaufende Struktur. Wegen dieser Zweitversion von Stabilität, nämlich der Brüchigkeit als Zustand, dauert wahrscheinlich die Jugend länger, wenn sie in ‚Jugendkulturen‘ bzw. in ‚jugendlichen Subkulturen‘ erlebt wird.

Für den allmählichen Wechsel der Bluesrockszene in Punkrockszene sind diese kontextuellen Bedingungen meines Erachtens entscheidend. Punk verzichtet auf die Eschatologie des Aufstiegs durch Bildung genauso wie auf die Eschatologie der Ablösung der Unterwerfung durch Absolutwerdung der Arbeit; er verzichtet auch auf die Eschatologie der Freiheit durch Freizeit. Er verzichtet auf jede Eschatologie, und damit verzichtet er auch auf jeden Sinn von Jugendlichkeit. Darin liegt, wie ich zu zeigen versucht habe, im Kontext einer sowohl von einem revolutionären als auch einem pubertären Paradox gelähmten Umgebung ein spezifisches Aufbruchspotential. Punk bricht mit jeder Zukunftshoffnung und unterläuft so jede Prozessualität. In einer auf Fortschritt und Bewegung gegründeten Umgebung heißt das, dass er jede Disziplinierung unterläuft, weil es keine Hoffnung gibt, die ihn überzeugen könnte, und keine Zukunft, auf die es – immer weiter arbeitend – zu warten lohnte. Kein Kosten-Nutzen-Kalkül bändigt einen Spieler, der mit keinem Gewinn etwas anzufangen wüsste. Das heißt: Punk macht dem Industrieproletariat die Lage klar (häufig übrigens, worauf ich hier gar nicht eingehen kann, indem er sich – zumindest in der DDR – mit den wirklich entsetzlich armen Alten zeigte, die in ihrer nutzlosen Unverwertbarkeit für die Arbeits- und in ihrer über jedes Ende sinnlos hinwegdauernden Lebenszeit auch für die Erziehungsdiktatur uninteressant geworden waren; die Fotografien Harald Hauswalds, Christine Eislers und Helga Paris‘ zeigen diese Sympathie von jungen Punks und alten Elenden eindrücklich und denn doch: sehr schön).

Punk nimmt den Takt des Alltags auf, ohne ihn zu beschönigen, ja: ohne ihn überhaupt irgendwie zu verändern. Er kreuzt den Krach der Maschinenparks mit dem Donnern der durch die Städte rasenden Militärkolonnen, und er kreuzt den Smog der Industrie mit dem Geröll der Städte. Er macht eine Zeit zum erfahrbaren Ereignis, in der Werks sirenen mit Bahnhofsuhren und Schulklingeln ohne jegliche Varianz (oder nur die der Dysfunktion) koordiniert sind. Er unterbricht das „Gleichmaß von Abläufen“ des Lebens in einer endlos redundanten „Übergangszeit“ zwischen „Schicht und Schichtschluss“ (Wawerzinek 2010: 38f.). Man muss nicht in einer Weberei, einer Industriedruckerei, einem Tagebau gearbeitet und seine Wege in den Uraltzügen der Reichsbahn hinter sich gebracht haben, um zu verstehen, dass klassische Harmonielehren hier schlicht nicht zu hören waren. Die DDR aber hat dafür gesorgt, dass wirklich jeder diese als Vorform des Aufbruchs notwendige Erfahrung gemacht hat: Es ist überall barbarisch laut, jeder weiß das, jeder fühlt das, und es steckt jedem in den Knochen und jedem im Fleisch. Jeder Winkel ist entsetzlich verdreckt, jeder weiß das, jeder fühlt das, und jedem klebt es auf der Haut und in den Haaren. Über allem liegt, und jeden drückt es, das denunziatorische Klima kleinstädtischer Enge; alles durchziehen, und jeden ersticken sie, zwei sphärische Aromen: der Alkohol und der Smog.

Dann in ein Punkkonzert zu geraten, hieß zu wissen: Es geht los.

Literatur

- BAADER Holst, Matthias (2010): hinter mauern lauern wir auf uns. Drei Textsammlungen (hier: zwischen bunt und bestialisch, 1990 hg. von Moritz Götze) und verstreute Texte aus den inoffiziellen und offiziellen Publikationen bis 1990, hrsg. von Tom Riebe. Halle/Saale: Hasenverlag.
- Baecker, Dirk (1996): Wieviel Zeit verträgt das Sein? Eine Anmerkung zum Free Jazz, in: Bernhard Dotzler und Helmar Schramm (Hg.), *Cachaça: Fragmente zur Geschichte von Poesie und Imagination*. Berlin: Akademie-Verlag, S. 144-148.
- Boehlke, Michael / Gericke, Henryk (Hg., 2005): *Too much future. Punk in der DDR*. Erw. u. rev. Aufl. 2007. Berlin: Verbrecher Verlag.

- Dieckmann, Friedrich (1990): Die Schnelligkeit der Schildkröte. Ansichten eines Gesamtkunstwerks, in: Kursbuch 101: Abriss der DDR. Berlin: Rowohlt, S. 35-56.
- Diederichsen, Diederich (2008): Wie es zu den 80er Jahren kam: Intensität, Negation und Klartext, in: ders., Eigenblutdoping: Selbstverwertung, Künstlerromantik, Partizipation. Berlin: Kiepenheuer & Witsch, S. 151-171.
- Diederichsen, Diederich (2014): Über Pop-Musik. Köln: Kiepenheuer & Witsch.
- Diva in Grau. Häuser und Gesichter in Halle. Fotografien von Helga Paris, mit Texten von Wilhelm Bartsch, Heinz Czechowski, Elke Erb, Jörg Kowalski, Christa Moog, Detlef Opitz. Hrsg. von Jörg Kowalski und Dagmar Winkelhofer. Halle: Mitteldeutscher Verlag (mdv), 1991.
- Fiebler, Carsten/Gericke, Henrik/Boehlke, Michael (2006): Ostpunk! Too much future. Dokumentarfilm, Bonn.
- Fuchs, Peter (1987): Vom Zeitzauber der Musik. Eine Diskussionsanregung, in: Dirk Baecker et al. (Hg.), Theorie als Passion. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 214- 237.
- Fuchs, Peter (2016): Der Fuß des Leuchtturms liegt im Dunkeln. Eine ernsthafte Studie zu Sinn und Sinnlosigkeit. Weilerswist: Velbrück Wissenschaft.
- Furian, Gilbert / Becker, Nikolaus (2000): Auch im Osten trägt man Westen – Punks in der DDR und was aus ihnen geworden ist. Berlin: Archiv der Jugendkulturen Verlag.
- Geißler, Rainer (1996): Die Sozialstruktur Deutschlands. 2., revidierte und erweiterte Aufl. Bonn: UTB.
- Goffman, Erving (1969): Where the action is. Three essays. London: Alan Lane.
- Koselleck, Reinhart (2006): Einige Fragen an die Begriffsgeschichte von ‚Krise‘, in: ders., Begriffsgeschichten. Studien zur Semantik und Pragmatik der politischen und sozialen Sprache. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 203-217
- Landkammer, Joachim/Lehmann, Maren (2016): Anstalten machen - jenseits der Kaserne? Über Konversionen als unabschließbare Projekte, in: Christine Schranz (Hg.), Nach der Kaserne. Friedrichshafen: Gessler, S. 99-250.
- Lehmann, Maren (2011): Negative Distanz, in: dies., Theorie in Skizzen. Berlin: Merve, S. 173-207.
- Lehmann, Maren (2015): Das „Altwerden funktionaler Differenzierung“ und die „nächste Gesellschaft“, in: Soziale Systeme 2/20, S. 308–336.
- Lehmann, Maren (2016a): Was ist ein Ereignis? In: Salzburger Theologische Zeitschrift 1/16 (i.E.).
- Lehmann, Maren (2016b): Wo ist „unten“? In: dies./Marcel Tyrell (Hg.), Komplexe Freiheit: Wie ist Demokratie möglich? Wiesbaden: Springer VS, S. 167-184.

- Lindner, Bernd / Westhusen, Mark M. (2007): Von Müllstation zu Größenwahn: Punk in der Halleschen Provinz (Mitteldeutsche Kunsthistorische Hefte, Nr. 11, hrsg. von Peter Gerlach und Moritz Götze). Halle/Saale: Hasen-Edition.
- Luhmann, Niklas (1995): Funktionen und Folgen formaler Organisation. Mit einem Epilog 1994. Berlin: de Gruyter.
- Marx, Karl (1981): Zur Kritik der Hegelschen Rechtsphilosophie. Einleitung, in: MEW 1. Berlin: Dietz, S. 378-391.
- Radkau, Joachim (2017): Geschichte der Zukunft. Prognosen, Visionen, Irrungen in Deutschland von 1945 bis heute. München: Hanser.
- Rauhut, Michael / Kochan, Thomas (2004): Bye bye, Lübben City. Bluesfreaks, Tramps und Hippies in der DDR. Berlin: Schwarzkopf & Schwarzkopf.
- Schumpeter, Joseph A. (2005): Kapitalismus, Sozialismus und Demokratie [1942]. 8. Aufl. Tübingen und Basel: Francke (UTB).
- Simmel, Georg (1996): Die Ruine, in: ders., Hauptprobleme der Philosophie. Philosophische Kultur. Gesamtausgabe Bd. 14. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 287-295.
- Wawerzinek, Peter (2010): Das Desinteresse. Festschrift für einen Freund: Der Hallenser Dichter »Matthias« BAADER Holst. Halle/Saale: Hasenverlag.